

WÄNDE ERZÄHLEN VOM JÜDISCHEN LEBEN IM RHEINLAND

Die ehemalige Landsynagoge in Titz-Rödingen

Octavia Zanger und Sigrun Heinen

Die 1841 in Titz-Rödingen errichtete Landsynagoge mit dem Wohnhaus der jüdischen Familie Ullmann ist das einzige weitgehend im Originalzustand erhaltene Gebäudeensemble dieser Gattung im westlichen Rheinland. Nach behutsamer Restaurierung wurden die Gebäude für die Öffentlichkeit im September 2009 als LVR-Kulturhaus Landsynagoge Rödingen geöffnet.¹

Die Geschichte der jüdischen Gemeinschaft und der Familie Ullmann in Rödingen

Im 17. Jahrhundert entstand nach Zerschlagung der jüdischen Gemeinden im späten Mittelalter die religiöse Gemeinschaft neu.² 1745 lebten in Rödingen zwei jüdische Familien. 1808 erschienen auf dem Bürgermeisteramt Rödingen jüdische Familienväter, um sich und ihre Familien mit neuen Namen in das Register der Gemeinde eintragen zu lassen. Die Liste nennt 23 Familiennamen, jedoch ohne Erwähnung der Ehefrauen.³ Zwischen 1800 und 1875 erlebte die jüdische Gemeinde in Rödingen ihre Blütezeit. In diesem Zeitraum nahm der Ort als wichtiger Handelsplatz im Landkreis Jülich einen besonderen Stellenwert ein. Als Metzger, Vieh- und Samenhändler sicherten die jüdischen Familienoberhäupter den Lebensunterhalt ihrer Angehörigen und trugen zur wirtschaftlichen Entwicklung des Ortes bei. Dies änderte sich zum Ende des 19. Jahrhunderts, als durch geänderte Anbautechnologien in der Landwirtschaft der Zuckerrübenanbau hier an Bedeutung gewann. Nahezu alle ansässigen Juden im Dorf zogen in der Folge nach Jülich, Düren oder in entfernte Städte. Als Reaktion darauf beschlossen mit Wirkung vom 18. Februar 1926 der Vorstand und die Repräsentantenversammlung der Synagogengemeinde Jülich die Auflösung der Spezialgemeinde Rödingen, da dort lediglich eine männliche Person jüdischen Glaubens vorübergehend wohnte.⁴ In den 1930er Jahren lebten im Synagogenvorsteherhaus noch zwei ältere jüdische Damen: Sophie Wallach, geb. Ullmann, und Sibilla Ullmann.⁵

1789 erwarb der Metzger Philipp Susmann, der 1808 nach napoleonischer Gesetzgebung den Namen Ullmann annahm, ein Haus in Rödingen, heute Mühlenend 1, und richtete dort eine Betstube ein. In den darauf folgenden Jahren gewann das Haus an Bedeutung als Ort der Begegnung, für den Gottesdienst und zur Ausübung jüdischen Lebens. Die Betstube im Wohnhaus erwies sich jedoch schon bald als zu klein, so dass die Frauen nur in einem durch ein Fenster verbundenen Nebenraum dem Gottesdienst beiwohnen konnten.

Philipp Ullmanns Sohn Isaak folgte 1840 seinem Vater im Amt des Vorstehers der jüdischen Gemeinde, das er bis zu seinem Tode 1877 innehatte. Er ließ das zu eng gewordene Haus abreißen und errichtete 1841 auf gleicher Parzelle ein neues Wohnhaus. Zur gleichen Zeit erteilte ihm die königliche Regierung in Aachen die Erlaubnis zum Bau eines Gotteshauses auf der rückwärtigen Fläche des Grundstücks. Die Zeichnungen und die Kostenschätzungen stammen von Baumeister Cremer (Johann Peter oder Johann Baptist?) aus Aachen. Beide Brüder waren seinerzeit von der preußischen Regierung bestellte Architekten, die im Verwaltungsbezirk Aachen mit zahlreichen öffentlichen Baumaßnahmen beauftragt waren. In den Jahren 1856 bis 1858 planten und bauten sie die katholische Pfarrkirche St. Kornelius in Rödingen.⁶ Am 17. Juni 1849 übereignete Isaak Ullmann notariell die inzwischen fertig gestellte Synagoge der jüdischen Gemeinde im Wohnort. Ullmann sicherte überdies der Gemeinde den freien und ungehinderten Eingang zur



1. Titz-Rödingen, Synagoge nach Instandsetzung. Foto: Andreas Schblon, LVR-Zentrum für Medien und Bildung, 2008.

Synagoge über ein rückwärtig angrenzendes, eigenes Grundstück zu.

1925 fand im Rahmen einer Heimatschau aus Anlass der Jahrtausendfeier des Rheinlands im Jülicher Rathaus auch eine Ausstellung von Ausstattungsstücken aus der Rödingen Synagoge ihren Platz. Zum Zeitpunkt dieser Schau kann demnach die Synagoge schon nicht mehr für sakrale Zwecke genutzt worden sein. Nach Auflösung der Spezialgemeinde Rödingen beschloss die Repräsentantenversammlung der Synagogengemeinde Jülich das Bethaus abzubrechen – dazu kam es aber nicht. Stattdessen wurden 1934 das Synagogenvorsteherhaus und die Synagoge an eine Aachener Schaustellerfamilie verkauft, nachdem die beiden letzten Mitglieder der Familie Ullmann, Sophie Walach (geb. Ullmann) und Sibilla Ullmann, Rödingen verlassen hatten. Aufgrund dieses Besitzerwechsels blieb die Synagoge vom Pogromterror des Jahres 1938 verschont.⁷

Die Schaustellerfamilie Horbach bezog das Wohnhaus und nutzte den kleinen rückwärtigen Sakralbau als Werkstatt zum Herrichten und Aufpolieren ihrer Schaustellerwagen. Noch in den letzten Kriegstagen verlor der Bau sein Dach. So genutzt überdauerten Haupt- und Hinterhaus nahezu unverändert die Jahre bis zum Verkauf des Ensembles an den Landschaftsverband Rheinland im Dezember 1999.⁸

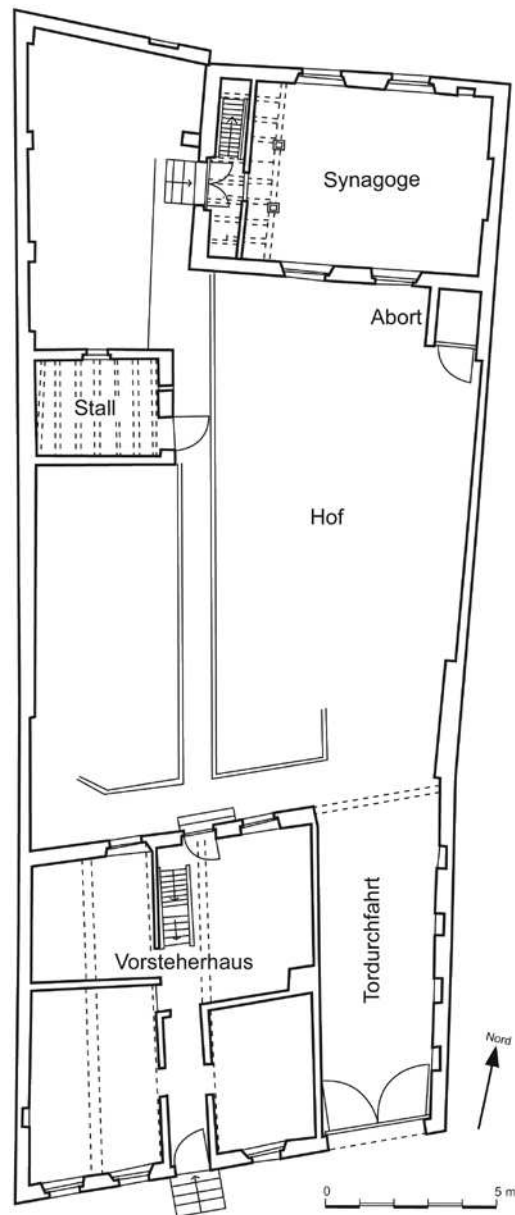
Übernahme durch den Landschaftsverband Rheinland – erste Gedanken zur zukünftigen Nutzung

Als zu Beginn der 1980er Jahre die Mitarbeiter des Rheinischen Amtes für Denkmalpflege (seit 2008: LVR-Amt für Denkmalpflege im Rheinland) die Gemeinde Titz mit dem Auftrag bereisten, den Denkmälerbestand zu erfassen, war ihnen, trotz unterstellter Gründlichkeit bei der Vorbereitung der Begehung, die ehemalige Synagoge in Rödingen nicht aufgefallen. Das kleine Gebäude befand sich damals schon im Zustand der Verwahrlosung und lag zudem auf einem rückwärtigen Grundstücksabschnitt versteckt. Beim ehemaligen Synagogenvorsteherhaus, das sich hingegen bescheiden in die Straßenflucht der Wohnhausbebauung der Straße Mühlenend einreichte, waren offensichtlich die Nachkriegsveränderungen an der Fassade so gravierend, dass bei alleiniger Betrachtung der äußeren Hülle seine denkmalwerten Eigenschaften nicht festzustellen waren.⁹

Erst durch die Recherchen von Elfi Pracht-Jörns, die sie im Zusammenhang des Forschungsprojektes „Jüdisches kulturelles Erbe in Nordrhein-Westfalen“ auch nach Rödingen führten, und nicht zuletzt durch die Aktivitäten der Dürener Geschichtsvereine rückte die Anlage ins Licht der Aufmerksamkeit. Als einzige im Landkreis Düren erhaltene Landsynagoge – so Pracht-Jörns – komme dem Objekt eine ganz besondere Bedeutung zu. Überdies beklagte sie den schlechten baulichen Zustand des Gebäudes und zeigte sich besorgt über dessen fortschreitenden Verfall.¹⁰ Das seinerzeit zuständige Ministerium für Stadtentwicklung, Kultur und Sport des Landes Nordrhein-Westfalen richtete daraufhin an die Abteilung Inventarisierung des Rheinischen Amtes für Denkmalpflege die Bitte, die Denkmalwür-



2. Synagogenvorsteherhaus, Straßenansicht vor Instandsetzung. Foto: Jürgen Gregori, LVR-Amt für Denkmalpflege im Rheinland (LVR-ADR), 2000.



3. Lageplan der Gesamtanlage. Aufmaß: Ralf Vetterlein; Umzeichnung: Lena Kühnen/Carina Hörner, LVR-ADR.

digkeit des Ensembles gemäß §2 des Denkmalschutzgesetzes zu prüfen. Eine Ortsbesichtigung ergab, dass für beide Gebäude die Kriterien einer Unterschutzstellung vorlagen, so dass im Sommer 1996 die Untere Denkmalbehörde der Gemeinde Titz auf Antrag die Eintragung in das kommunale Denkmälerverzeichnis vollziehen konnte. Im Unterschutzstellungsgutachten des Rheinischen Amtes für Denkmalpflege wurde ein Charakteristikum besonders herausgestellt: Die Unverfälschtheit des Gebäudes durch sein „Vergessen worden sein“.¹¹ Gerade dieses Merkmal war für die nachfolgenden konzeptionellen Überlegungen über die Erhaltung und Nutzung der Synagoge und des Synagogenvorsteherhauses von ausschlaggebender Bedeutung. Durch die Initiative des seinerzeit amtierenden Landesdirektors, Ferdinand Esser, erwarb schließlich der Landschaftsverband Rheinland im Jahre 1999 das verwahrloste und desolate Ensemble. Mit dem Land Nordrhein-Westfalen wurden Gespräche über ein gemeinsames Förderprojekt geführt, ein Förderverein gründete sich.

Erste Gedanken über das zukünftige Nutzungskonzept reiften schon während der Kaufverhandlungen. Die ehemalige Synagoge sollte künftig als öffentlicher Versammlungsraum sowie als Lern- und Begegnungsstätte dienen. Damit konnte ansatzweise an die ursprüngliche Bestimmung des Gebäudes angeknüpft werden, denn Synagogen waren und sind immer auch „Häuser der Versammlung“.¹² Im Vorsteherhaus, dem ehemaligen Wohnhaus der Familie Ullmann, schienen die Räumlichkeiten für eine Themenausstellung mit dem Schwerpunkt „Landjudentum im Rheinland“ geeignet.¹³ Mit diesen Vorgaben begannen auch erste Reflexionen über das Instandsetzungskonzept.

Bauuntersuchung und Dokumentation des Ensembles

Die Erarbeitung eines seriösen Instandsetzungskonzeptes ist nur auf der Grundlage einer umfassenden Bauuntersuchung und Baudokumentation zu verantworten. Allein die genaue Kenntnis des baukonstruktiven Systems, der bauwerkspezifischen Details und der baugeschichtlichen Zusammenhänge sind die Voraussetzungen für eine verantwortungsbewusste Planung an einem Baudenkmal. Demzufolge wurde Ralf Vetterlein, ein in Bauanalysen erfahrener Architekt, mit der Anfertigung einer Bauaufnahme der Gesamtanlage beauftragt. Die Arbeiten konnten im Jahr 2000 abgeschlossen werden.

Die Gesamtanlage aus Backsteinmauerwerk von 1841 ist annähernd nach Norden ausgerichtet. Sie umfasst das ehemalige Vorsteherwohnhaus, einen traufenständigen Baukörper mit überbauter Tordurchfahrt in den Innenhof, der die gesamte Grundstücksbreite einnimmt. Ihm gegenüber, parallel zur rückwärtigen Grundstücksgrenze, steht der kleine Bau der ehemaligen Synagoge. An der westlichen Hofabschlusswand zum Nachbarn hin blieb der Rest eines lang gezogenen Wirtschaftsgebäudes erhalten, das früher näher an das Wohnhaus heranreichte. Hof und Hofeinfahrt sind mit Bachkieseln und Backsteinen gepflastert. Typologisch gehört die Baugruppe zu den

ab dem 18. Jahrhundert in der Region üblichen, traufenständigen, dreiseitigen Hofanlagen, die in der Reihe mit gleichartigen Nachbargehöften ein geschlossenes Hofgeviert beschreiben und die charakteristische, regelmäßig angelegte Häuserflucht einer Dorfstraße im Bördeland prägen.

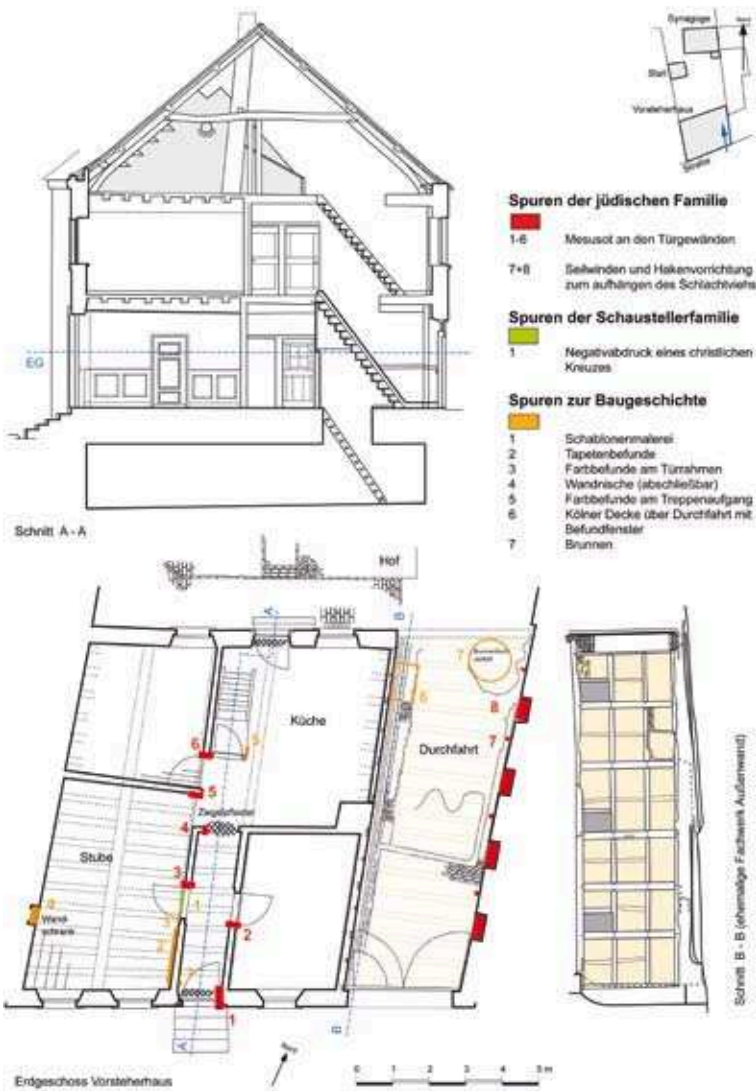
Vor ihrer Kriegszerstörung war die ehemalige Synagoge ein schlichtes, wohlproportioniertes eingeschossiges Bauwerk, auf rechteckigem Grundriss errichtet, und mit einem hohen Satteldach, vermutlich zwischen zwei Brandgiebeln aufgestellt, ausgestattet. Seine Bauweise folgt der Architektursprache dieser Epoche, die vom Klassizismus beeinflusst wurde, wenn auch in bescheidener Ausprägung. Die Traufenseiten zeigen nach Norden bzw. Süden. Hier sind die Fensteröffnungen des Synagogenraumes angelegt, je ein hochrechteckiges Fensterpaar mit Rundbogenabschluss. Hinter den noch erhaltenen, bauzeitlichen Fensterläden an der Rückseite blieben in den Öffnungen die beiden originalen, zweiflügeligen Holzsprossenfenster mit rundbogigem Oberlicht bewahrt. Die Lage der Frauenempore lässt sich hofseitig durch ein zusätzliches halbrundes Fenster, das in seiner Größe dem Bogenfeld der anderen Fenster entspricht, ausmachen. Ein kleiner Abort wurde in der Ecke von Synagoge und der östlichen Hofmauer angefügt.

Über eine einfache Stufenanlage aus Blaustein erreicht man über die originale Türanlage im Westgiebel zunächst den schmalen Vorraum der Synagoge. Auf der linken Raumseite führt eine hölzerne Stiege auf die Frauenempore. Ein rechteckiges Fenster über der Pforte sorgt hier für mehr Licht. Vis-à-vis des Eingangs erschließt eine weitere Tür in einer Fachwerktrennwand den Synagogenraum. Der Blick richtet sich direkt auf die Tora-Nische in der Ostwand der Synagoge, der nach Jerusalem zugewandten Seite.¹⁴

Im Westen prägt die schlichte Holzbrüstung der Frauenempore, die sowohl von der Trennwand als auch von zwei freistehenden, hölzernen Stützen getragen wird, den Betraum. Während auf dem Boden im Vorraum schwarz-weiße Marmorplatten schachbrettartig verlegt sind, ist die Bodenfläche im Hauptraum mit Holzdielen ausgelegt. Vor der Tora-Nische blieb ein Rechteck aus Backsteinpflaster ausgespart.

Der Bau wurde zur Zeit der Bauaufnahme von einem primitiven Sparrendach, das auf den Traufentwänden aufliegt, überdeckt.

Das Synagogenvorsteherhaus ist ein stattliches zweigeschossiges Traufenhaus mit Satteldach zwischen den Brandgiebeln. Anders als die dreiachsige, symmetrisch gegliederte Hofseite zeigt sich die regelmäßige Straßenfront vierachsig mit dem Hauszugang im dritten Feld. Rechts ist die korbboigige Tordurchfahrt angelegt, darüber ein Fenster, das den übrigen Fensteröffnungen im Obergeschoss entspricht. Während der Hauszugang mit einer bauzeitlichen, schlichten Kassettenür und Oberlicht von einem geraden, nicht profilierten Türgewände aus Blaustein gerahmt ist, zeigen die Fenster gemauerte Stichbögen und glatte Bänke aus Haustein. Die gemauerte Toröffnung hingegen ist rahmenlos. Im Obergeschoss sind die Öffnungen mit bauzeitlichen, zweiflügeligen Holzfenstern mit je vier Quersprossen geschlossen, im Erdgeschoss sind die Fenster vierflügelig mit drehbaren Oberlichtflügeln über dem Kämp-



4. Vorsteherhaus, Erdgeschossgrundriss, Schnitt A-A, Ansicht B-B. Aufmaß: Ralf Vetterlein; Kartierung: Kristin Dohmen, Zeichnung: Lena Kühnen, LVR-ADR.

fer. Sie sind jünger und wohl in die Zeit nach dem Ersten Weltkrieg einzuordnen. Wegen des hohen Kellers unter der rechten Gebäudeachse führen vier Stufen vom Bürgersteig hinauf in den schmalen Flur der Erdgeschosebene.

Die Hoffront ist nahezu symmetrisch angelegt. Drei Fensterachsen gliedern die Fassade, ein Fenster steht mittig über der offenen Tordurchfahrt. Über die Hoftür in der Mittelachse erreicht man fast ebenerdig den ehemaligen Herdraum. Im Gegensatz zur Schauseite wurde die Hoffront sparsamer ausgestattet. Anstelle der Steingewände und -sohlbänke treten hier „Imitate“ aus Eichenholz mit steingrauem Anstrich. Auf beiden Geschosebenen blieben die bauzeitlichen zweiflügeligen Holz-sprossenfenster sowie die zugehörigen zwei- und dreiteiligen Klappläden erhalten. Eine originale Tür aus horizontal verschalteten Holzbohlen schließt das Haus ab. Anhand der Lage der Mauerranker lassen sich die beiden Geschosebenen ausmachen.

Der Blick auf den **Erdgeschossgrundriss** des Vorsteherhauses macht neugierig.

Die dargestellte Raumdisposition will in keine der bekannten, tradierten Musterbaupläne passen. Weder der seit

Jahrhunderten gängige Dreiraumtyp wurde aufgegriffen noch der schon seinerzeit verbreitete Wohngrundriss mit Mittelflur, der beidseitig zwei Zimmer erschließt. Hier ist im Bauprozess wohl eine Planänderung vorgenommen¹⁵ und eine Mischform gewählt worden: Über die straßenseitige Haustür gelangt man in einen schmalen Flur. An zwei seitlichen Räumen vorbei erreicht man durch eine Zimmertür den großen Herd- oder Küchenraum mit Zugang zu einem weiteren seitlichen Raum und zum Hof. Ein massiger Kaminblock und die steile, hölzerne Treppenanlage, die sowohl den gemauerten, tonnengewölbten Keller als auch die Obergeschosebenen erschließt, prägen die Küche. Es kann angenommen werden, dass die Lage und Größe des Küchenraumes sowie seine direkte Anbindung an den Hof für die Nutzung als koschere Küche zur Verarbeitung und Konservierung des geschlachteten Viehs notwendig und zweckmäßig war.

Das Aufmaß verdeutlicht, dass der Flur und das links davon abgehende Zimmer mit verputzten Balkendecken überspannt waren. Unter den verkleideten, glatten Decken der übrigen Räume wurde die gleiche Deckengestaltung vermutet. Auf den Böden von Flur und Küche sind kleine Raerener Tonplatten verlegt, die übrigen Räume im Haus haben Dielenböden. Offensichtlich ist die Raumfolge im Erdgeschoss nie verändert worden, anders als im Obergeschoss. Hier wurde in den 1920er Jahren ein Sanitärraum vom großen Treppenraum, der die Grundfläche der Küche aufgreift, abgetrennt, und von hier gehen weitere fünf Wohnräume ab. In allen blieben die typischen Balkendecken erhalten. Das Dachgeschoss wurde nie zu Wohnzwecken genutzt. Wie in der Region verbreitet überspannt hier der sog. liegende Stuhl den Dachraum, ein stützenfreies Dachwerk aus Eichenholz, das unverstellte Speicher- oder Lagermöglichkeiten gestattet.

Die heute gemeinsame Brandwand zum westlichen Nachbarn im Dachraum zeigt Spuren der Baugeschichte. Vor 1841 stand diese niedrige Giebelwand, die durch ein kleines Rundfenster als Außenwand gekennzeichnet ist, frei. Anhand der Aufmaßzeichnungen kann der Verlauf des nördlichen Ortgangs nachvollzogen werden. Das bedeutet, dass der Vorläufer des Vorsteherhauses eine noch geringere Firsthöhe gehabt haben musste als der Nachbarbau, was eine Wohnbebauung an dieser Stelle ausschloss. Erst beim Neubau wurde an den Nachbargiebel in voller Höhe angebaut und die gemeinsame Brandwand entsprechend aufgestockt.

Beim genauen Betrachten der Umfassungswände der Hofdurchfahrt und ihrer Abschlussdecke drängten sich Fragen auf. Auffällig sind zunächst vier Nischen in der gemauerten Grenz-wand. Im Sockelmauerwerk unter den Nischen sind unregelmäßig Eisenringe eingelassen – vermutlich zum Anbinden von Schlachtvieh. In zwei dieser Nischen ist je eine hölzerne Walze horizontal eingespannt mit einem Zahnradkranz an je einem Walzenende. Es wird angenommen, dass die Metzgerfamilie die getöteten Tiere mit dieser Winde anhob, um sie zu reinigen. Am Ende der Durchfahrt konnte ein verfüllter Brunnen aufgedeckt werden, dessen Wasser einst gerade an diesem Ort für die Verarbeitung des Schlachtgutes nützlich war.

Die gegenüberliegende Begrenzungswand der Tordurchfahrt ist in Fachwerkbauweise erstellt. Es ist sicher, dass ihre

Gefache ursprünglich mit Flechtwerk und Strohlehm ausgefüllt waren. Die Aufmaßzeichnung zeigt große, schmale, liegende Gefachflächen, die später bei einer Ausmauerung mit Backsteinen und durch den Einbau von dünnen Pfosten zwischen den Riegeln in nahezu quadratische Felder aufgeteilt wurden. Bemerkenswert sind die etwa 70 cm langen Ausfräsungen der oberen Kante an zwei Stellen in der zweiten Riegelreihe. Hier könnten Fensteröffnungen angelegt worden sein, die vermuten lassen, dass es sich bei dieser Fachwerkwand um eine ehemalige Außenwand handelt, die dem 1841 abgetragenen Vorgängerbau zuzuordnen ist. Anhand der Fachwerkgliederung – schmale, liegende Gefache, keine Streben und kleine Fensteröffnungen – könnte seine Bauzeit in die zweite Hälfte des 17. Jahrhunderts zurückreichen. Zudem muss davon ausgegangen werden, dass dieses Haus giebelständig zur Straße stand – eine Erklärung für die Befunde in der westlichen Giebelwand. Diese Vermutung konnte schließlich untermauert werden, nachdem unter der Verkleidung der Decke über der Tordurchfahrt eine Zimmerdecke mit der regionaltypischen verputzten Balkenlage, die sich quer über die Tordurchfahrt spannt, sichtbar wurde. Philipp Ullmann folgte 1841 beim Neubau seines Hauses dem Trend der Zeit, indem er die über Jahrhunderte tradierte Giebelständigkeit des Vorgängers aufgab und sein Haus zeitgemäß traufständig ausrichtete.

Der Bauzustand zur Jahrtausendwende

Schon die ersten Begehungen der Gebäude hinterließen einen beklemmenden Eindruck. Die ehemalige Synagoge war seit Jahrzehnten ruinös. Ihre Gestalt aus der Bauzeit von 1841 konnte insbesondere im Innenraum kaum noch erahnt wer-



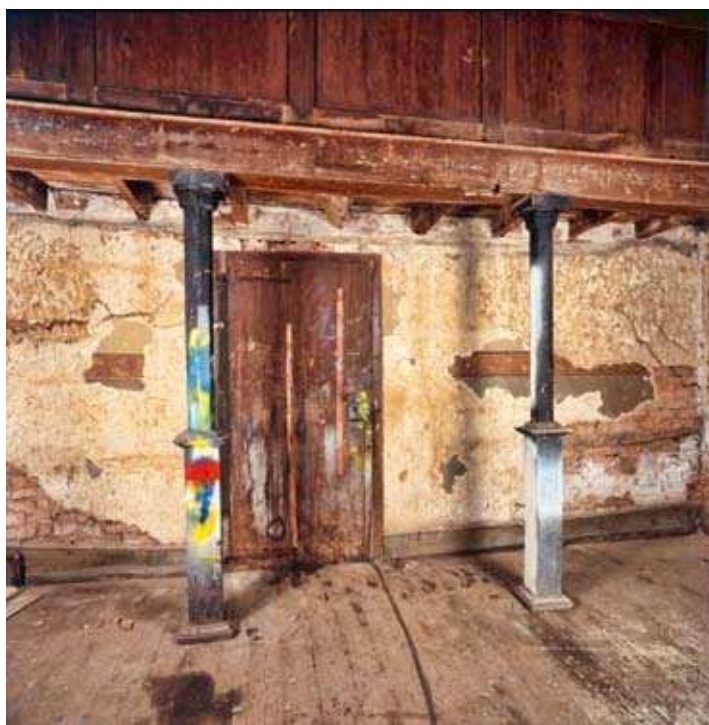
5. Synagoge vor Instandsetzung. Foto: Jürgen Gregori, LVR-ADR, 2000.

den. Das erst in den letzten Kriegswochen zerstörte Satteldach war vom damaligen Eigentümer nur notdürftig durch ein Pultdach abgedeckt worden.¹⁶ Am Backsteinmauerwerk der Außenwände waren deutlich Granatsplittertreffer auszumachen. Die westliche Giebelwand muss besonders desolat gewesen sein, da sie in der Nachkriegszeit mit einem grauen Putz abgedeckt wurde. Alle Fensteröffnungen hatte der letzte Nutzer mit Brettern vernagelt. Ein außen angelehntes Aborthäuschen drohte zusammenzubrechen.

Über den verschmutzten Vorraum gelangte man in den Synagogenraum, der dunkel war, muffig, voller Werkzeug, Farbeimer und Eisenschrott. Ein zerschlissener Karussellbaldachin war zur provisorischen Sicherung des längst undichten Daches im Innenraum untergespannt. Die Treppe zur erhaltenen Empore war unbegehbar, die Empore schien baufällig zu sein. An den



6. Synagoge, Blick auf die Tora-Nische, Vorzustand. Foto: Thomas Ströter, LVR-ADR, 2000.



7. Synagoge, Blick auf die Frauenempore, Vorzustand. Foto: Jürgen Gregori, LVR-ADR, 2000.



8. Synagoge, Innenwand mit Fenster, Vorzustand. Foto: Andreas Schiblon, LVR-Zentrum für Medien und Bildung, 2000.



9. Vorsteherhaus, Innenraum, Vorzustand. Foto: Jürgen Gregori, LVR-ADR, 2000.

Wänden und auf dem Holzboden hatte der Schausteller beim Spritzen seiner Kirmeswagen bunte Farbmuster hinterlassen. An vielen Stellen fiel der Putz in großen Partien vor Nässe von der Wand. Risse an der Trennwand aus Fachwerk zwischen Vorraum und Betraum wiesen auf mangelnde Tragfähigkeit hin. Die Holztüren waren verzogen, verwurmt und ließen sich nur mühsam bewegen. Dem kleinen Überrest eines Stallgebäudes gab man keine Überlebenschance. Sein zerfallener Dachstuhl und sein mürbes Mauerwerk wurden schon frühzeitig abgetragen.

Bei der Begehung des Vorsteherhauses bot sich ein Anblick der Verwahrlosung. Seit Jahren mochten die Räume nicht mehr beheizt und renoviert worden sein. Von reichlich Nikotingenuss zeugten die verfärbten Tapeten der 1970er Jahre und die gelbbraun geräucherten Balkendecken. Feuchte Zigarettenluft stand in den Räumen. Die braun gestrichenen Zimmertüren, Wandpaneele und die Treppe trugen zur düsteren Stimmung im gesamten Haus bei. Trotz dieser Zeichen von Verwahrlosung hatte sich die mangelnde Bauunterhaltung, wie später durchgeführte Untersuchungen ergaben, nicht nachteilig auf die tragende Bausubstanz ausgewirkt. Verblüffend war, vielleicht gerade wegen unterlassener Renovierungsmaßnahmen, der vorgefundene Originalzustand im gesamten Gebäude, in dem kein ortsfestes Ausstattungsstück fehlte.

Das Erhaltungs- und Nutzungskonzept

Die Gespräche über Methoden der Erhaltung und über Aspekte der Nutzung von Synagoge und Vorsteherhaus wurden, seitdem sich der Landschaftsverband Rheinland mit der Anlage beschäftigt, engagiert geführt. Das Nutzungskonzept stand schon recht früh inhaltlich fest.

Die ehemalige Synagoge sollte als öffentlicher Veranstaltungsraum künftig für kulturelle Aktivitäten und als Lern- und Begegnungsstätte für die Region genutzt werden. Im ehemaligen Wohnhaus des Synagogenvorstehers wird eine Dauerausstellung über das „Jüdische Leben im Rheinland“ informie-

ren. Eine Wiederherstellung der Synagoge als Gotteshaus war nicht zuletzt angesichts ihres desolaten Zustandes nie vorgesehen. Der Bau mit seinen Spuren jahrelanger Missachtung sollte das zentrale Exponat werden, der Besucher zu Fragen an das Gebäude und seine wechselvolle Geschichte anregt.

Dennoch wurde über den Grad der Instandsetzung lange Zeit kontrovers diskutiert. Wie sollte die Kriegsrueine, deren Nutzung als Synagoge annähernd zwanzig Jahre vor ihrer Zerstörung schon aufgegeben wurde, behandelt werden? Die Auffassungen hierzu waren absolut gegensätzlich. Die eine Seite plädierte für eine umfassende Rekonstruktion nach Befundlage, denn die Vorstellungen vom prächtigen Bild der den beiden erst vor wenigen Jahren aufwändig restaurierten Synagogen in Hülchrath und Stommeln waren noch sehr lebendig. Die andere Seite trat für die Bewahrung als Denkmal des „Vergessen-worden-seins“ mit allen sichtbaren Verletzungen und Narben ein. Die Denkmalpflege sprach sich stets für die Auffassung aus, das geschundene Gebäude als authentisches Zeitdokument des 20. Jahrhunderts zu erhalten. Die Rekonstruktionspläne wurden zugunsten der behutsamen Instandsetzung und Bestandserhaltung schließlich verworfen.¹⁷

Spurensuche

Tiefere Einblicke in die Baugeschichte und -entwicklung der beiden Gebäude ergaben die Befunduntersuchungen durch die Bauforschung und die Restaurierungswerkstätten des LVR-Amtes für Denkmalpflege im Rheinland. Grundvoraussetzung für eine schonungsvolle, am Bestand orientierte Instandsetzung ist die Erforschung, Analyse und Dokumentation aller Gebäudeoberflächen. Bei diesen Arbeiten wurden Befunde entdeckt, die Antworten auf zentralen Fragen gaben: Wie haben sich die Gebäude im Laufe ihrer Geschichte verändert? Wie hat der Synagogenraum während seiner Nutzung als Bethaus ausgesehen? Wie viel erhaltenswerter Bestand ist noch vorhanden?

Die Fassaden

Tatsächlich brachten die Untersuchungen an den Fassaden beider nahezu zeitgleich erbauten Gebäude aufschlussreiche Befunde zutage. Die Außenmauern des gesamten Ensembles bestehen aus einfachen Backsteinen im Blockverband. Interessante Rückschlüsse auf das bauzeitliche Erscheinungsbild der Fassaden geben noch Befunde in den geschützten Fensterlaibungen. Hier weisen verschiedene Stellen, sowohl am Vorsteherhaus als auch an der Synagoge, auf ein durch Anstrich und Fugenbemalung idealisiertes Ziegelmauerwerk hin. Die sehr rauen, unterschiedlich hart gebrannten Ziegelsteine wurden zur Bauzeit vollfugig mit einem mittel- bis grobkörnigen, hellgelblichen Kalkmörtel versetzt, sodass der beim Mauern herausquellende Mörtel verstrichen und unebene Ziegelsteinränder damit egalisiert werden konnten. Das wenig maßhaltige Mauerwerk zeigt dabei Fugen von bis zu 2 cm Breite. In die noch feuchten Fugen wurden mittig mit einer speziellen halbrunden Fugenkelle vier Millimeter breite, vertiefte Schattenfugen eingezogen: erst die Stoßfugen und in einem zweiten Arbeitsschritt die Lagerfugen. Anschließend färbte man die gesamten Wandflächen mit einer ziegelroten Kaseinfarbe ein. Im letzten Arbeitsschritt akzentuierte man die vertieften Fugen mit weißer Kalkfarbe, sodass sich optisch ein sauber gefügtes Mauerwerk mit vermeintlich größeren Ziegeln und gleichmäßiger Fuge ergab. In den Laibungen der Nordfenster der Synagoge blieb dieses gemalte Fugenbild bis heute bewahrt, alle übrigen originalen Oberflächen sind verwittert oder zwischenzeitlich verändert worden.

Backstein gehörte zu den regional typischen Baumaterialien im 19. Jahrhundert, insbesondere in der Börde mit geringem Waldbestand. Durch die genaue Untersuchung konnte auf-



10. Idealisiertes Ziegelmauerwerk in Rödingen. Foto: Jürgen Gregori, LVR-ADR 2000.

gedeckt werden, dass auch zur Bauzeit der Synagoge im Ort eine Ziegelei betrieben worden sein muss, da auf dem Fußboden vor der Tora-Nische eine rechteckige Fläche mit Ziegelpflaster ausgelegt ist, deren Steine den Stempelaufdruck „Rödingen“ tragen.

Wie das Wohnhaus von Isaak Ullmann standen im 18.–19. Jahrhundert eine Reihe vergleichbarer Backsteinhäuser in Rödingen, deren Fassaden ein durch den Maler aufgewertetes Mauerwerk zeigten. Das schlichte Backsteinmauerwerk mit

breiten Fugen vermittelt die Wirkung eines feineren Verblendmauerwerks. Am Nachbarhaus Mühlenend 15 ist diese Fassadengestaltung des 19. Jahrhunderts heute noch erhalten, dagegen wurden die meisten anderen, wie auch das Vorsteherhaus, später baulich und in den Oberflächen verändert. Schon im 19. Jahrhundert könnte das Vorsteherhaus weiß geschlämmt gewesen sein. Anstrichreste von Kalk fanden sich noch großflächig auf der Hofwand. Offensichtlich wurde insbesondere die Tor-durchfahrt immer wieder gekälkt, was vermutlich auf die Nutzung durch den Viehhändler und Metzger Ullmann zurückgeht und den Hygienevorstellungen der Zeit entsprach. Fast hundert Jahre später, in den 1960er Jahren, ließen die Besitzer Horbach die straßenseitige Fassade mit einem Zementputz versehen, der in den nachfolgenden Jahren zu erheblichen Risschäden auf der Wandoberfläche führte.

Vom Wohlstand des Bauherrn zeugt neben der Größe des Hauses auch der verbaute Naturstein an der Fassade. Die Fensterbänke, Türgewände, die Stufen am Vorsteherhaus und die Treppen am Synagogeneingang bestehen aus Aachener Blaustein. Da die im Vergleich zu Ziegel, Mörtel und Holz teureren Natursteine für die Konstruktion des Mauerwerks nicht erforderlich waren, kann von rein repräsentativem Nutzen ausgegangen werden. Die historischen Bearbeitungsspuren der Oberflächen mit waagerechter Scharrierung und Randschlag sind an den Seitenflächen der Stufen und auf den Türgewänden noch abzulesen. Verwitterung und unsachgemäße Bearbeitung haben ihnen allerdings zugesetzt. In der Vergangenheit wurden demzufolge einzelne Ausbrüche mit Zementmörtel ergänzt und zwei schadhafte Stufen in dunkelgrauem Basalt ersetzt. Die Stufen vor dem Synagogeneingang sind mit farbigen Lackspritzern bekleckert, ein Zeugnis der ehemaligen Nutzung als Werkstatt zur Reparatur von Schaustellerwagen.



11. Vorsteherhaus, Hoffassade mit Resten weißer Schlämme. Foto: Jürgen Gregori, LVR-ADR, 2000.

Das Vorsteherhaus

Zurückblickend auf die erste Begehung der Gebäude im Jahr 2000 ist zu bemerken, dass damals beim Betreten des herunter gekommenen Vorsteherhauses keine sonderlich spannende Befundlage erwartet wurde. Die muffige Atmosphäre der kleinen, teils durch Fensterläden verdunkelten Räume boten, bis auf farbige großgemusterte Tapeten im Chic der 1970er Jahre,



12. Vorsteherhaus, Zimmerflucht, Tapetenbefunde.
Foto: Jürgen Gregori, LVR-ADR, 2000.



13. Vorsteherhaus, steinernes Türgewände mit Einkerbung für die Mesusa. Foto: Andreas Schiblon, LVR-Zentrum für Medien und Bildung, 2000.



14. Vorsteherhaus, Blick in den Herdraum, Vorzustand.
Foto: Jürgen Gregori, LVR-ADR, 2000.



15. Vorsteherhaus, aufschablonierte Blattranke, um 1900. Foto: Jürgen Gregori, LVR-ADR, 2000.

kaum Anlass zur Begeisterung. Schnell stand aber fest, dass gerade die dicken Schichten an Tapeten und Wandbeschichtungen noch eine Fülle von Informationen bargen. Da es vielfach die einfachen und unscheinbaren Details sind, die dieses Gebäude ausmachen, musste besonders genau hingesehen werden. Die Auswertung der Befunde speziell der jüdischen Zeitphase wurde von der Projektleiterin und Judaistin Monika Grübel (LVR-Institut für Landeskunde und Regionalgeschichte, Bonn) begleitet.

Eine markante Spur der traditionsbewussten, frommen jüdischen Bewohner ist schon am Eingang des Vorsteherhauses abzulesen. Hier befindet sich an der rechten Seite im Tüргewände aus Blaustein auf 1,60 m Höhe eine Vertiefung. Zwei rostige Nägel weisen darauf hin, dass sich zu Zeiten der Familie Ullmann an dieser Stelle eine sog. *Mesusa* befunden haben muss.¹⁸ Auch die Rahmen der Zimmertüren zeigen *Mesusa*-Umriss mit Nagellöchern. Bei frühen Holzanstrichen war um sie herum

gestrichen worden, dadurch blieben die Umriss, auch nachdem sie schon längst entfernt waren, unter den jüngsten Anstrichen im Streiflicht erkennbar. Sie verlaufen immer diagonal, ihr oberer Abschnitt weist in Richtung des Hauses oder des Zimmers, das man betritt.

Zimmertüren, Türrahmen, Holzpaneele und Treppenwangen zeigen die für die jeweilige Epoche typischen Farbanstriche. Die frühesten Befunde nach der Bauzeit 1841 sind einfarbige, blaugraue Ölanstriche. Darüber liegt eine Fassung aus der Wende zum 20. Jahrhundert, die eine Holzmaserung imitiert. Es folgen braune und weiße Anstriche ab den 1920er Jahren.

Der Fußbodenbelag in Flur und Küche besteht aus diagonal verlegten 10 x 10 cm großen roten und gelben Tonplatten aus dem Aachener Raum (Raeren). Sie liegen locker in einem mageren Kalkmörtelbett und sind mit der Zeit durch ihre unterschiedliche Härte ungleichmäßig stark abgetreten.

Als Befunde der Baugeschichte zeigen besonders die Farbfassungen und Tapeten die wechselnden Gestaltungsgewohnheiten der letzten 170 Jahre und geben Auskunft über den jeweiligen Wohnstandard. Bis zu acht Schichten Farbe, Tapeten und Zeitungsmakulatur konnten bei stratigraphischen Untersuchungen im Vorsteherhaus aufgedeckt werden. Die Wände und Decken wurden zur Erbauungszeit 1841 mit Lehmstrohputz und einer dünnen Kalkputzschicht verputzt. In beiden Geschossen waren die Balken der Decken mit den Eckrundungen als „Kölner Decken“ ausgebildet. Als Anstriche der Wände folgten in den ersten Jahrzehnten einfarbige hellgelbe, hellblaue und hellgraue Kalktünchen, die Decken waren jeweils weiß abgesetzt. Eine frühe dekorative Wandgestaltung mit einer aufschablonierten Blattranke ist im Eingangsflur dokumentiert, sie begleitete die hölzerne Sockelverkleidung. Die Wandgestaltung mit Tapeten begann erst im 20. Jahrhundert. Zu den ältesten Tapetenresten, die wohl aus der Zeit der Familie Ullmann stammen, zählen eine glatte Papiertapete mit dunkelroten Ornamenten in Siebdrucktechnik und verschiedene dunkelgrüngrundige Blumentapeten.

Ein ergreifender Befund aus der Zeit der letzten jüdischen Bewohnerinnen ist der Schriftzug in einer Fensterscheibe des straßenseitigen Schlafraums im Obergeschoss. Dort hat Sibilla Ullmann vermutlich kurz vor Aufgabe des Hauses ihren Namen in die Glasoberfläche geritzt.



16. Vorsteherhaus, Schriftzug der Sibilla Ullman auf der Fensterscheibe. Foto: Andreas Schiblon, LVR-Zentrum für Medien und Bildung, 2008.

Nach dem Besitzerwechsel 1934 wurden zunächst schlichte Tapeten geklebt und Tapeten imitierende Anstriche mit Ornamentdekoren mittels Walzen und Schablonen aufgebracht. Umfangreiche Renovierungen mit Lehmputzaustausch sind für die Zeit nach dem Zweiten Weltkrieg durch Handwerker- und Materialrechnungen des früheren Besitzers Horbach belegt. Reste einer Zeitung von 1945, die als Makulatur genutzt wurde, gibt Auskunft über das Jahr der Renovierung. In den 1960er Jahren und später folgen dann industriell gefertigte Tapeten mit zeittypischen grafischen und floralen Mustern.

Die Frage eines Schulkindes bei einer der ersten Führungen von Monika Grübel durch das unsanierte Gebäude rückte auch die christlichen Traditionen ins Blickfeld des Interesses. In zwei Räumen des Hauses haben sich die Umrisse von Kreuzen erhalten und erinnern an die christliche Familie, die zuletzt in diesem Haus gelebt hat. Bis zum Auszug des letzten Bewohners hingen

Kreuze an der Wand über den Zimmertüren, und da die Räume seit Ende der 1970er Jahre nicht mehr renoviert wurden, zeichneten sie sich im Schmutz- und Nikotinbelag ab.

Die ehemalige Synagoge

Es lassen sich in der lange vernachlässigten ehemaligen Synagoge zwei unterschiedliche Wandgestaltungen feststellen. Beide Fassungen stammen aus der Zeit, als die Synagoge als Betraum genutzt wurde. Ihre Qualität und Ausprägung beweisen, welche Wertschätzung dieser Raum in der jüdische Gemeinde Rödigen genoss. Trotz der bescheidenen Putz- und Malschichtüberreste lässt sich die Großzügigkeit des Raums, der mit Stuck, Farbe und Vergoldung geschmückt war, noch erahnen.

Ein einziger Farbbefund, der wohl aus der Bauzeit 1841 stammt, konnte im Bereich der Tora-Nische aufgedeckt werden. Demnach waren die obere Wandfläche und die Nische weiß und der Sockelbereich durch einen einfarbigen grünen, 80 cm hohen Farbstreifen gegliedert. Die leuchtend malachitgrüne Temperafarbe wurde lasierend aufgetragen und die Fläche nach oben durch einen 5 cm breiten weißen, schwarz konturierten Streifen begrenzt, der wegen der zahlreichen Nagelsspuren wahrscheinlich die Umrisse einer früher hier befestigten Holz-



17. Vorsteherhaus, Umriss eines Kreuzes über der Wohnzimmertür. Foto: Jürgen Gregori, LVR-ADR, 2000.

leiste markiert. Erhalten geblieben ist dieser Farbbefund, da er bis zum Anfang des 20. Jahrhunderts durch den Toraschrein verdeckt war. In allen anderen Wandbereichen ist der komplette Putz erneuert worden, sodass hier keine Reste mehr vom Bestand der Bauzeit vorhanden sind. Überträgt man in der Vorstellung diese erste Farbgestaltung auf den gesamten Raum, so hat er vermutlich dem klassizistischen Zeitgeschmack entsprechend Klarheit und Strenge vermittelt.

Eine gewachsene jüdische Gemeinde, die neuen Gestaltungsideen der Gründerzeit und der schlechte Bauzustand des Gebäudes waren vermutlich die Auslöser für eine Renovierung und Neugestaltung mit Stuck und Farbe in der 2. Hälfte des 19. Jahrhunderts. Zahlreiche Risse und Hohlstellen im Putz, wie sie jüngst auch noch in der Tora-Nische festgestellt und dokumentiert werden konnten, waren offenbar der Grund für eine Putzsanierung. Der obere Lehmputz wurde dazu großflächig abge-



18. Synagoge, aus dem Schutt geborgene Stuckfragmente. Foto: Sigrun Heinen, LVR-ADR, 2009.

19. Synagoge, Raumfassung des 19. Jahrhunderts, Farbskizze. Zeichnung: Sigrun Heinen, LVR-ADR, 2002.



20. Synagoge, Ornamentband, Rest der Innenraumfassung des späten 19. Jahrhunderts. Foto: Jürgen Gregori, LVR-ADR, 2000.

schlagen. Im Sockelbereich der Außenwände wurde dann ein zweilagiger Kalkputz und auf allen anderen Wandflächen wieder ein neuer Lehmputz aufgetragen. Als letzte Feinputzschicht diente eine millimeterdünne Kalkschicht mit Kälberhaaren. Diese Feinputzschicht findet sich auch an den zu Sanierungsbeginn im Schutt aufgefundenen Fragmenten eines Stuckgesimses, das stilistisch und im Fassungs Aufbau erkennbar zu dieser zweiten Raumgestaltung gehörte. Zur Zeit dieser Stuckdekoration hatte der Raum noch eine gerade Decke. Als dann nach dem Krieg das Notdach eingezogen wurde, gingen diese Stuckdekorationen verloren oder ihre Überreste wurden zusammen mit Granatsplittern und Glasscherben der Fenster unter die Treppe zur Frauempore geschoben. Ein Zeitungsrest von Weihnachten 1949 wurde dabei mit entsorgt, der dieses Ereignis zeitlich belegt. Während der Untersuchungen 2002 entdeckte man schließlich diesen Schuttberg, konnte die Fragmente bergen und zuordnen.

Die Funde belegen, dass das Stuckgesims im Übergang zwischen Wand und Decke auf einer Lage Kalkbimssteinen, die den Zwickel zwischen Decke und Mauerkrone ausfüllten, gezogen wurde. Der in zahlreiche Teilstücke zerschlagene Stuck lässt sich soweit zusammensetzen, dass der Profilverlauf und die Übergänge zu Wand und Decke ablesbar sind. Die Gesimspro-

file verdeutlichen, dass es sich um ein mächtiges Gesims von 34 cm Höhe gehandelt haben muss. Zu den Fragmenten gehörte darüber hinaus auch eine größere Anzahl an Putzstückchen der ehemaligen Decke, die durch den Abdruck der Lattung auf der Rückseite entsprechend zuzuordnen waren. Das wichtigste Fundstück ist jedoch eine plastisch stark ausgeformte Stuckrosette. An ihren ungleichmäßigen, teils abgebrochenen Kanten konnte festgestellt werden, dass sie das achtblättrige Mittelstück einer großen Mittelrosette war, die vermutlich in der Mitte der Decke des Synagogenraums hing. Weitere zeitgleiche Stuckleisten sind heute noch an ihrer ursprünglichen Stelle, an der Nordwand im Verlauf der Kämpferlinie der Fenster, erhalten.

Die Farbgestaltung des Raumes während der Phase im späten 19. Jahrhundert ist in einer Farbskizze dargestellt. Die Skizze ist nicht als Vorlage für eine Rekonstruktion dieser Raumgestaltung gedacht, sondern als Mittel zur visuellen Zusammenführung der nur in Fragmenten vorhandenen Befunde. Über einem hohen graugrün gestrichenen Sockel verlief ein 17 cm breites rotes Ornamentband, das sich unterhalb des Deckenstücks noch einmal wiederholte und somit die ansonsten ungliederte ockerfarbene Wandfläche nach oben und unten begrenzte. Das von zwei schmalen dunkelroten Streifen

begleitete rote Band zierte ein gelbes Rankenornament. Es ist mit Hilfe einer Schablone aufgetragen und wurde anschließend mit schwungvoller Pinselführung durch aufgesetzte Lichter freihand ergänzt. Das Stuckgesims ist ebenfalls bemalt, hier hatte jeder Profilschnitt seine eigene Farbgebung in Ocker- und Rottönen. Auf der anschließenden glatt verputzten Decke folgten mehrere gemalte Streifen in Ultramarinblau, Weiß und Rot, wie ein fortgeführtes Stuckgesims gedacht. Diese Befunde einer reichen Ausstattung des 19. Jahrhunderts wurden noch ergänzt durch das zentrale Teilstück einer Stuckrosette, die in den Tiefen nicht nur die gleichen rötlichen und ockerfarbenen Farbspuren zeigte wie das Stuckgesims, sondern zusätzlich noch von einer Blattgoldauflage akzentuiert wurde.

In den nachfolgenden Jahren, wahrscheinlich um 1900, wurden lediglich einzelne Putzausbesserungen mit neutralen Grauretuschen ausgeführt, um zumindest das farbige Gesamterscheinungsbild dieser aufwändigen Raumgestaltung nicht zu beeinträchtigen. Mehr Aufwand konnte die schrumpfende Gemeinde offensichtlich nicht mehr aufbringen. Nach dem Verkauf setzte schließlich der Verfall ein. Für die Werkstattnutzung des Schaustellers Horbach war die Ausstattung nicht mehr von Bedeutung.

Instandsetzung und Konservierung in den Jahren 2006 bis 2008

Die Planung und Baubetreuung führte der LVR-Fachbereich Gebäude- und Liegenschaftsmanagement in Zusammenarbeit mit einem beauftragten Architekten durch. Vertreterinnen des LVR-Instituts für Landeskunde und Regionalgeschichte und des LVR-Amtes für Denkmalpflege im Rheinland nahmen die kontinuierliche Beratung vor. Das LVR-Amt für Bodendenkmalpflege leistete notwendige Grabungen. In konstruktivem Dialog wurden Lösungen und Entscheidungen bei Planung und Bauausführung gemeinsam erarbeitet.

Die teils unscheinbaren Befunde wurden vor Ort gesichert, markiert und in Grundrisspläne eingezeichnet, um im handwerklichen Bauablauf nicht übersehen zu werden. Anhand von Konzeptplänen einzelner ausgewählter Räume, die Illustrationen der farbigen Neugestaltung unter Einbeziehung der Befunde umfassen, konnten alle Beteiligten schon im Vorfeld eine Vorstellung von den Oberflächen der Innenräume gewinnen. Der Neuanstrich wurde bewusst nicht auf einen bestimmten historischen Zeitschnitt zurückgeführt, um den Blick nicht nur auf eine Zeitschiene zu lenken. Es wurde somit eine Fassung gewählt, die sich in ihrer Schlichtheit zurücknimmt und die Proportionen der Räume bewahrt. Um die bedeutenden Befundspuren harmonisch einzubinden, damit sie im Zusammenhang mit der Architektur sinnlich erfahren werden können, war es jedoch notwendig, zumindest die Grundfarbtöne dieser Befunde aufzugreifen und sowohl im Vorsteherhaus als auch in der Synagoge eine Neugestaltung ähnlich der Farbigkeit des 19. Jahrhunderts auszuführen.

Das Konzept dieser Neugestaltung wurde nicht nur im Inneren verwendet, sondern auch auf die Fassaden übertra-

gen. Der stark zurückgewitterte und sandende Versetzmörtel in den Fugen der **Synagoge** und Rückseite des Vorsteherhauses hatte die bereits beschriebene Gestaltung mit roter Lasur und weißem Fugenstrichen bereits weitgehend verloren. Große Flächen der Hofmauern waren schon zu früherer Zeit mit einem Zementmörtel neu verfugt worden. Eine rekonstruierende Neugestaltung nach den Befunden sollte hier nicht ausgeführt werden. Stattdessen wurden die wenigen bauzeitlichen Oberflächenbefunde an der Synagogenfassade erhalten und schadhafte Bereiche neu verfugt. Der neue Mörtel auf der Basis von natürlichem hydraulischen Kalk wurde bräunlich eingefärbt, um eine neutrale Gestaltung zu gewinnen, bei der das breite Fugennetz keinesfalls betont, sondern das Gesamterscheinungsbild des braun-roten Ziegels vereinheitlicht wird. Auf der rückwärtigen Fassade der Synagoge sind bewusst zahlreiche Einschusslöcher von Granatsplittern offen gelassen. Da die mäßig tiefen Löcher dem Mauerwerk nicht schaden, bleiben sie so als Kriegswunden sichtbar.

Nachdem im nächsten Schritt das undichte Notdach abgerissen wurde und ein schlichtes, flach geneigtes Pultdach mit Zinkabdeckung nunmehr das provisorische ersetzte, begannen die Sicherungsmaßnahmen im Innenraum, an seiner Ausstattung und an seinen zahlreichen Bauspuren.

Die auf der Nordseite erhaltenen beiden bauzeitlichen Fenster mit Rahmen und Flügeln aus Eichenholz waren in einem relativ guten Zustand. Reste von grauer Ölfarbe konnten erfasst werden. Sie wurden nach einer Schädlingsbekämpfung¹⁹ in einer Schreinerei repariert, aufgearbeitet und dienten als Vorbild für die verloren gegangenen, neu zu erstellenden Fenster auf der Hofseite. Energetische Fragen wurden hierbei beherzt diskutiert, aber zugunsten des Originals relativiert. In Zuge der farblichen Innenraumgestaltung erhielten sie einen grauen Leinölansstrich. Mit der Sanierung der Eingangs- und Innentür wurde genau so verfahren.

Die Frauenempore und die sie tragenden Stützen sowie ihre geschlossene Brüstung bedurften aus konservatorischer Sicht lediglich der Reinigung, um den Lasuranstrich des 19. Jahrhunderts und auch die späteren Geschichtsspuren, zu denen Granatsplitter und Farbleckse gehören, nicht zu verändern.

Ebenso blieben die zur bauzeitlichen Raumfassung gehörenden Farbbefunde mit malachitgrünem Sockel und schwarzer Kontur unterhalb der Tora-Nische bis auf eine Reinigung und partielle Festigung unangetastet. Sie markieren authentisch die Rückseite des ehemals hier vorhandenen Toraschreins. Dagegen verlangten die zur zweiten Raumfassung gehörenden Farbfragmente mit Friesornament, die sich auf der Fachwerktrennwand zwischen Vor- und Hauptraum erhalten hatten, spezielle restauratorische Maßnahmen zu ihrer Konservierung. Im Zuge der statischen Sicherung der Frauenempore musste die in sich eingesackte Fachwerkwand, auf deren desolatem Holzwerk die Empore anteilig auflag, grundlegend instand gesetzt werden. Obwohl Wandmalereiabnahmen konservatorisch höchst umstrittene Maßnahmen sind, wurde in diesem Fall entschieden, die Fragmentsicherung und -abnahme von der Wand für die Zeit während der Fachwerksanierung vorzunehmen.



21. Synagoge, Abnahme der Wandmalereifragmente. Foto: Sigrun Heinen, LVR-ADR, 2006.



22. Synagoge, Blick auf die Frauenempore nach Instandsetzung. Foto: Andreas Schiblon, LVR-Zentrum für Medien und Bildung, 2008.

Da es nur kleine Fragmente auf einem Untergrund aus Lehmputz betraf und die Abnahmetechnik vorab am kleinsten Fragment erprobt werden konnte, waren zumindest günstige Voraussetzungen zur erfolgreichen Umsetzung der Prozedur gegeben. Sie erfolgte in *Stacco*-Technik, indem die Malschicht samt ihrem malereitragenden, dünnen Kalkputz abgenommen wurde. Die wasserunlösliche Malschicht wurde zunächst mit mehreren Lagen Papier und Gewebe abgeklebt und zuletzt mit einer dicken Schicht Montageschaum eingepackt. Die so gesicherte Malerei konnte nun von der Rückseite durch Wasserinjektion von dem Lehmuntergrund gelöst werden. In der Amtswerkstatt wurden die Sicherungsschichten abgenommen und die Fragmente von der Rückseite mit Gewebearmierungen stabilisiert. So präpariert konnten sie nach der Fachwerksanierung wieder an ihrem vorher vermessenen, ursprünglichen Standort eingepasst werden. Inzwischen waren die Mauerwerksoberflächen der Synagoge zweilagig mit Lehmputz neu verputzt worden. Für den Anstrich wurden matte Kalkfarben gewählt. Die Farbigekeit des Neuanstrichs wurde in einer leicht helleren Variante den historischen Farbfragmenten angeglichen, um störende Kontraste abzumildern. Auf eine Nachbildung des Ran-

kenfrieses oder gar die Montage des aus dem Schutt geborgenen Stucks ist bewusst verzichtet worden. Der geborgene Stuckdekor wird dem interessierten Besucher nunmehr als Exponat in den Ausstellungsvitrinen anschaulich präsentiert und erläutert.

Die straßenseitige Backsteinfassade des **Vorsteherhauses** musste nach Abschlagen des gerissenen und hohl liegenden Zementputzes eine Schutzbeschichtung mit Kalkschlämme bekommen, da hier der Grad der Zerstörung der Ziegeloberfläche durch den Zementputz gravierend war. Die Natursteinelemente wurden mit Heißdampf gereinigt, tiefe Fehlstellen mit Steinersatzmasse ergänzt. Keinesfalls durften bei diesen Maßnahmen Befunde, wie z. B. die *Mesusa*-Spur im Eingangportal, mit Steinergänzungsmaterial geschlossen werden. Die verschobenen Eingangsstufen wurden aufgenommen und neu versetzt. Während der Überarbeitung und Ertüchtigung des Dachwerkes bereitete der Dachdecker die vorhandene Dacheindeckung für die Umdeckung der Dachfläche vor.

Im Inneren des Vorsteherhauses waren die alten Fenster, Türen, die Wandpaneele, die steile Treppe ins Obergeschoss sowie die keramischen Bodenbeläge und die Holzdielen instandsetzungsfähig. Gerade bei dem uneben abgelaufenen keramischen Bodenbelag war es von Bedeutung, dass er vor Ort belassen und nur in den schadhaften Bereichen unter Wiederverwendung des alten Materials auf neu verdichtetem Untergrund verlegt wurde. An den Dielenböden mussten nur kleine Ausbesserungen erfolgen, bevor der dunkelrote Ölanstrich aufgetragen werden konnte.

Die Räume des ehemaligen Vorsteherhauses wurden seit der Übernahme durch den letzten Eigentümer mehrfach renoviert, ohne eine Abnahme alter Farb- und Tapetenschichten vorzunehmen. Diese Schichtenaufbauten hatten sich nun summiert und führten in Verbindung mit Feuchtigkeit an den Wänden zu Abrissen von Tapetenbahnen und Schmutzansammlung zwischen den gelösten Tapetenschichten. Zudem lag auf allen Raumbooberflächen eine dicke Schicht von Nikotin. Die Tapeten konnten daher nicht belassen und überklebt werden, sondern mussten größtenteils von den Wänden abgenommen werden. Wo großflächige Putzerneuerungen erforderlich waren, wie an den durch frühere Wassereinbrüche geschädigten Putzen des Erdgeschosses, wurde die alte Lehmputztechnik wieder angewendet. Zudem musste die Holzkonstruktion der Fachwerkwand zwischen Küche und Tordurchfahrt in Zimmermannstechnik überarbeitet werden. Die Fassungsbeefunde an den Wänden, Oberflächen der Innentüren, Wandpaneele und der Treppe wurden aufgedeckt und sind an einzelnen Stellen im Haus auch weiterhin sichtbar. Die älteren Farbanstriche auf den Holzoberflächen wurden bei der Vorbereitung des Neuanstrichs nicht mit Heißluft oder mit Abbeizer abgenommen, sondern lediglich leicht geschliffen und überstrichen. Um die *Mesusa*-Spuren auf den Türrahmen kenntlich zu machen, wurde der Erstanstrich aus der Ullmannschen Zeit in einem Ausschnitt um den Befund herum freigelegt. Ein „Befundfenster“ mit Tapetenmustern und das kleine ehemalige Bad im Obergeschoss mit leuchtend blauer Schablonenmalerei auf den Wänden belegen den Zeitraum, den die Schaustellerfamilie im Haus verbrachte. Eine zeitgleich mit der gleichen Schablone entstan-



23. Vorsteherhaus, Straßenansicht nach Instandsetzung. Foto: Jürgen Gregori, LVR-ADR, 2008.

dene aber schlechter erhaltene Malerei im Eingangsflur wurde zwar dokumentiert, aber anschließend abgedeckt, um diese jüngere Geschichte des Hauses innerhalb der Ausstellung nicht zu dominant werden zu lassen. Diese Wandfassung ist heute mit einer Baumwollbespannung überzogen und jederzeit unzerstört aufzudecken.

Der Wandanstrich im gesamten Haus ist mit Kalkfarbe monochrom in zarten Gelbtönen ausgeführt, die Decken wurden weiß gestrichen. An den Balkendecken hatte sich ebenso die Lehmputzschicht gelöst und die Nikotinschicht war so hartnäckig, dass die Reinigung nicht gelang. Hier waren großflächige Erneuerungen erforderlich. Kleine Freilegungsfenster an den Ausstattungstücken aus Holz mit fünf Farbschichten geben die Gestaltungsvielfalt der vergangenen Generationen zu erken-

nen. Beim Ölstrich der Holzeinbauten wurde ein helles Blaugrau nach Befundlage gewählt.

Aus konservatorischen Gründen blieben die historischen Innenräume frei von Sanitäreinbauten. Stattdessen wurde der Rest des Schuppens an der westlichen Hofwand abgetragen, um einen neuen Versorgungstrakt mit Sanitärräumen, Stuhllager und Teeküche zu errichten, der den Grundriss des hier ehemals befindlichen Wirtschaftsgebäudes aufnimmt.



24. Vorsteherhaus, Badezimmer mit Wandgestaltung der 1920er Jahre. Foto: Jürgen Gregori, LVR-ADR 2000.



25. Vorsteherhaus, Treppe im Herdraum nach Instandsetzung. Foto: Jürgen Gregori, LVR-ADR, 2008.

Das LVR-Kulturhaus Landsynagoge Rödingen

Die Gebäude sind seit Herbst 2009 als LVR-Kulturhaus Landsynagoge Rödingen der interessierten Öffentlichkeit zugänglich. Die Dauerausstellung im Vorsteherhaus informiert über die Geschichte der jüdischen Bewohner, über die koschere Küche früher und heute, über verschiedene Aspekte der jüdischen Religion und über die Geschichte des rheinischen Judentums. Hörstücke sowie verschiedene Kurzfilme ergänzen das Informationsangebot.

Die Hauptexponate sind jedoch die historischen Gebäude, insbesondere die ehemalige Synagoge. Der Besucher wird anhand verschiedener Erzählstränge durch die Räume geführt. Die Bauspuren zur jüdischen Kultur, der christlichen Zeit und nicht zuletzt der Baugeschichte sind als „Fenster“ in den neu gestalteten Raumboflächen markiert. Sie ergänzen das Ausstellungskonzept. Beschriftungstafeln erläutern zudem die freigelegten Details.²⁰

Dank der behutsamen Sanierung konnte ein Veranstaltungsort der Öffentlichkeit übergeben werden, der den Besucher gefangen nimmt, ihn nachdenklich macht und Fragen aufwirft. Intimsphäre, Wohnkultur und Lebensstandard der



26. Vorsteherhaus, Blick in die Ausstellungsräume. Foto: Andreas Schiblon, LVR-Zentrum für Medien und Bildung, 2009.

Menschen zur Mitte des 19. Jahrhunderts sind spürbar. Einblicke in das jüdische Leben werden in den Räumen, auf den Wänden des Vorsteherhauses und in der Synagoge zugelassen. Schicksale von fünf Generationen schildern exemplarisch die Geschichte der Juden im Rheinland vom Ende des 18. Jahrhunderts bis heute.

Anmerkungen

- 1 Flyer des LVR-Kulturhauses Landsynagoge Rödingen – Jüdisches Leben im Rheinland. kulturinfo rheinland 2009. – Projektleiterin der Ausstellung ist Monika Grübel vom LVR-Institut für Landeskunde und Regionalgeschichte. Als Restauratorin der Amtswerkstätten hat Sigrun Heinen die Untersuchung der Gebäude durchgeführt und das Restaurierungskonzept entwickelt, als zuständige Gebietsreferentin begleitete Octavia Zanger die Instandsetzung und die Erstellung des Nutzungskonzepts (beide LVR-Amt für Denkmalpflege im Rheinland). – Literatur: Octavia Zanger, Die Synagoge und das Vorsteherhaus in Titz-Rödingen. In: Denkmalpflege im Rheinland 26, 2009, S. 150–155. – Monika Grübel, Landsynagogen im Rheinland. Gedenkstätte, Kulturraum, Denk-Mahnmal? In: Museen im Rheinland 11, 2006, H. 3, S. 3–11. – Dies., Ehemalige Synagoge und Vorsteherhaus in Titz-Rödingen – ein Gebäudeensemble von exemplarischer Bedeutung. In: Jahrbuch des Kreises Düren 2005, S. 39–44. – Julia Baumann, Landsynagoge Titz-Rödingen mit Vorsteherhaus – Bestandserfassung, Bewertung, Museumskonzept. Abschlussarbeit des Aufbaustudiengangs Denkmalpflege an der Otto-Friedrich Universität Bamberg, 2002. – Monika Grübel, Synagoge und Vorsteherhaus Titz-Rödingen. Vergangenheit – Gegenwart – Zukunft. Köln 2001.
- 2 Germania Judaica II. Von 1238 bis zur Mitte des 14. Jahrhunderts. 2. Halbbd.: Maastricht – Zwolle, hrsg. von Zvi Avneri. Tübingen 1968, S. 619 und 703.
- 3 Bürgermeisterei Rödingen, Verwaltungsbericht des Bürgermeisters Minartz, Jahr 1925. Rödingen 1926, S. 81 f.
- 4 Hessisches Stadtarchiv Darmstadt, Regierung Aachen, BR 1050, Nr. 1019.
- 5 Die israelische Gemeinde und Schule in Rödingen. Aus dem Verwaltungsbericht der Bürgermeisterei Rödingen 1923. In: Rur-Blumen. Heimatbeilage zum Jülicher Kreisblatt, 12.4.1930, S. 81 f.
- 6 Georg Dehio, Handbuch der Deutschen Kunstdenkmäler. Nordrhein-Westfalen I, Rheinland. München - Berlin 2005, S. 1074.
- 7 Elfi Pracht-Jörns, Jüdisches Kulturerbe in Nordrhein-Westfalen. 1. Regierungsbezirk Köln (= Beiträge zu den Bau- und Kunstdenkmälern im Rheinland 34, 1). Köln 1997, S. 121 f.
- 8 Grübel 2001 (wie Anm. 1), S. 18f.
- 9 Zanger (wie Anm. 1), S. 150.
- 10 Pracht-Jörns (wie Anm. 7), S. 122.
- 11 Angelika Schyma, Gutachtliche Stellungnahme des Landschaftsverbandes Rheinland/Rheinisches Amt für Denkmalpflege zum Denkmalwert vom 14.9.1994.
- 12 Grübel 2001 (wie Anm. 1), S. 32 f.
- 13 Ebenda.
- 14 Ebenda, S. 24 f.
- 15 Der Unterzug im Küchenraum verläuft in Verlängerung des Tragbalkens der rechten Flurwand. Er liegt aber unmittelbar auf dem Sturz der Hof-tür auf. Eine unmögliche konstruktive Lösung, für die die Baumeister Cremer sicher nicht verantwortlich waren.
- 16 Pracht-Jörns (wie Anm. 7), S. 121.
- 17 Zanger (wie Anm. 1), S. 153 f.
- 18 Mesusa (Plural: Mesusot), das hebräische Wort für Türpfosten, ist eine längliche Kapsel aus Metall, die einen Pergamentstreifen mit dem zentralen Bibeltext aus dem 5. Buch Mose beinhaltet. In der jüdischen Tradition ist es üblich, dass beim Betreten und Verlassen des Hauses oder der einzelnen Zimmer die Mesusa mit der Hand berührt wird, welche dann an die Lippen geführt wird. Auf diese Weise erinnert man sich auch mitten im Alltag der Gegenwart Gottes und seiner Weisungen.
- 19 Schädlingsbekämpfung durch geregelte Temperatur-Feuchte-Behandlung in der Thermo-Lignum-Anlage des Landschaftsverbandes Rheinland in Brauweiler.
- 20 Rundgang durch die Ausstellung; URL: http://www.rheinische-landeskunde.lvr.de/kompetenz/regionalgeschichte/projekte/synagoge_roedingen/index.htm (29.3.2010).